

Kleines Feuilleton.

Ueber das Schicksal einer Kugel aus dem Jahre 1870 berichtet die „Straßb. Jtg.“ folgendes: In Klimbach lebt ein ehemaliger Kriegsteilnehmer, der frühere Straßenwächter Ph. Schweidart, der am 6. August 1870 bei Würth eine Kugel in das linke Wadenbein erhielt und sie heute noch bei sich trägt. In letzter Zeit hat sich die Kugel so herausgearbeitet, daß man sie mit dem Finger fühlen kann. Sie wäre jetzt ganz leicht zu entfernen. Da sie aber ihrem Träger nur sehr wenig Schmerzen verursacht, will er sie mit ins Grab nehmen. Schweidart war infolge seiner Verwundung in Reichshofen gefangen genommen und als Kriegsgefangener nach Düsseldorf verbracht worden. Die Kugel könnte der brave Kriegsmann ins Grab mitnehmen, auch ohne daß sie im Wein stecken bleibt.

Eine lustige Geschichte wird jetzt in Salzburg bekannt. Vor einiger Zeit kam eine Pinguiner Bäuerin nach Wien, um dort Einkäufe zu besorgen. U. a. trat sie auch in ein Spiegelgeschäft, wo ihr ein prächtig eingerahmter Spiegel sehr gut gefiel. Als sie nach dem Preis fragte, erhielt sie vom Verkäufer die Antwort, daß sie den Spiegel wohl kaum kaufen könne, da er sehr teuer sei. Raum waren diese Worte gesprochen, als die Bäuerin mit ihrem Schirm zum kräftigen Schlag ausholte und den Spiegel in Scherben schlug. Als diese ältliche Frau den Spiegel sah, sagte sie zu dem Verkäufer: „So, jetzt werst es woll sag'n, was er loht!“ Die energische Frau ist eine Brauereibesitzerin. Jedenfalls kann sie sich solche Späße leisten!

Eine heitere Einbrecher-Geschichte spielte sich, wie der „Anzeiger vom Oberland“ erzählt, unlängst in dem Hause eines Edelmannen in G. Oberamts Waldsee, ab. Morgens halb 4 Uhr wurden die Bewohner des Hauses durch ein Gepolter, das aus der Wohnstube unten kam, aus dem Schlafe geweckt. Einbrecher und Diebe, vielleicht gar Mörder, war der erste Gedanke der zu Tode erschrockenen Hausbewohner. Niemand traute sich von den oberen Gelassen, wo die Leute schliefen, hinunter in die Wohnstube, in die Hände der Mordgesellen, in den sicheren Tod, und doch sollte die teure Heimat um jeden Preis geschützt und verteidigt werden. Unter Todesverachtung ließ sich der Hausbesitzer unter Beihilfe seiner Frau und seiner Schwiegermutter an einem Leintuch durch das Kammerfenster in den Hof hinunter, was eine schwere Arbeit für die ängstlichen Frauenleuten war. Doch glückte die Sache anstandslos. Der schwer behängte alarmierte schnellstens die ganze Nachbarschaft. Die war bald hilfsbereit zur Stelle, bewaffnet mit Revolvern, Säbeln und armsiden Prügeln. Als alle Mannen beisammen und kurzer Kriegerat gehalten war, wurde der Angriff gewagt. Die Mutigsten getrauten sich nach längerem Zögern in die Stube einzudringen, während die anderen das Anwesen umstellten. Aber welche Enttäuschung harrte ihrer daselbst! Eine lästerliche Kage hatte ihren breiten Kopf zu weit in einen Milchhafen gesteckt und konnte ihn nicht mehr herausbringen. In ihrer Bedrängnis sprang die Kage wie besessen in der Stube umher, um sich ihrer unzeitwilligen Wäste zu entledigen; daher das Gepolter vermeintlicher Einbrecher.

Pariser Revue. Aus Paris berichtet die deutsche „Pariser Zeitung“: Eine elegante Gesellschaft, aus zwei jungen Herren und mehreren Damen bestehend, mietete sich des Abends in der Rue Seribe ein Automobil. Nachdem man eine lustige Fahrt in das Bois gemacht hatte, schlugen die splendiden Freunde der Vergnügungstabellier auf der Place Blanche zu besuchen. Der Chauffeur nahm respektvoll den Befehl der Herren entgegen, und bald war man vor dem Portal abgestiegen, wo sich eine Schar dienstfertiger Leute um die vornehme Gesellschaft bemühte. Als erstes ordneten die Gäste an, daß die Zigarettenkassette in einem separierten Zimmer spielen solle; und horten hierauf eine Summe, die alle Bedenken aus dem Felde schlug. Der Restaurateur konnte nicht minder mit der Champagnerlaune und den sonstigen Wünschen der Gäste zufrieden sein. Es war heller Morgen, als der Kellner die Rechnung präsentierte. Die bewegte sich so um das fünfte Tausend herum. Der Zigarettenprimas näherte sich mit Devotion — und auch die Damen wollten bei der Preisverteilung nicht leer ausgehen. Die Herren lachen, studierten, dann fingen sie aber beide so zu lachen an, daß in den anderen ein grauenvoller Verdacht aufstieg. Nachdem sich die unerklärliche Fröhlichkeit gelegt hatte, erzählten die beiden mit der natürlichsten Miene von der Welt, daß sie tags vorher ohne einen Sou aus sechsmonatiger Haft entlassen worden wären, und daß sie den begrifflichen Wunsch gehabt hätten, sich wieder einmal anständig zu amüsieren. Man schrie unter Jeter und Mordio die Herren dem Polizeikommissar vor, der die Rechner in Haft nahm.

16 000 Pfund Sterling für ein Stück Brot. Aus Cardiff wird eine romantische Geschichte berichtet: Vor 18 Jahren sah ein kleines Mädchen, das mit anderen Kindern auf der Straße gerittenen Augen das Brot betrachtete. Als der junge Mann sich spielte und dabei ein Butterbrot sah, einen jungen Mann mit beobachtet sah, hat er das Kind, ihm einen Bissen zu geben, da er sehr hungrig sei. Das gutberzigte Kind schenkte ihm sein ganzes Brot. Von diesem Manne ist jetzt an die Zeitung South-Wales Echo die Bitte gelangt, ausfindig zu machen, wo eine Dame namens Nellie Hawkins lebe. Diese Dame ist das junge Mädchen, das auf sein Butterbrot verzichtete. Der Briefschreiber, der in Australien lebt, teilt in seinem Briefe mit, er sei reich geworden, lehre nach England zurück und wolle seiner kleinen Delferin von damals seine Dankbarkeit in Gestalt von 16 000 Pfund Sterling zu erkennen geben. Das Mädchen lebt mit seiner Schwester in Cardiff. Es entsinnt sich genau des Fremden, aber nicht mehr des Umstandes, daß es ihm ein Butterbrot gab. Nellie Hawkins behauptet, ihn mehrmals gesehen zu haben. Der reich gewordene Mann heißt Harold Swadlow und soll deutscher Abstammung sein. Da Miß Hawkins unverheiratet ist, dürfte die ganze romantische Geschichte wohl mit einer glücklichen Ehe enden.

Von einem Ballon entführt. Aus Newyork wird berichtet: Einer der merkwürdigsten Ballonunfälle, von denen die Annalen der Luftschiffahrt berichten, ereignete sich dieser Tage bei einem Ausfluge, den Miß Margaret Daly in Middleton, Newyork, unternahm. Als Miß Daly, die auf einem Trapes saß, das von dem Ballon herabhing, den Befehl gab, den Ballon frei zu lassen, wurde eines der Seile herumgewickelt, so daß eine Schlinge entstand, die sich einer Zuschauerin, Miß Roper, um das Bein wickelte. Es war der Unglücklichen nicht möglich, sich so schnell frei zu machen, und sie wurde daher von dem Ballon in die Höhe entführt und bis zu einer Höhe von etwa 1000 Fuß emporgeschoben. Miß Roper konnte das Seil, in das sie sich verwickelt hatte, mit den Händen fassen und sich festhalten.

Die Luftschifferin machte sofort, als sie die verzweifelte Lage der Entführten sah, die größten Anstrengungen, sie zu fassen, und schließlich gelang es ihr auch, sie an den Haaren zu ergreifen. Möglichst schnell ließ sie nunmehr Gas aus dem Ballon entweichen und kam langsam wieder zur Erde herab. Als der Ballon dem Boden nahe war, sprang Miß Daly mit Miß Roper herab, worauf der Ballon wieder in die Höhe schnellte und bald den Blicken entschwunden war. Miß Roper war ohnmächtig, als sie herabkam, sie hatte zahlreiche Quetschungen davongetragen. Miß Daly, die sich so heroisch benommen hatte, kam völlig unverletzt davon.

Ein reformierter Bandit. „Pat“ Crowe, einer der gefährlichsten Banditen des amerikanischen Westens, hat sich entschlossen, seine Verbrecherkarriere aufzugeben und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Crowe war lange Zeit der Schrecken von Kansas und Nebraska. Mehr als einmal hat er allein Eisenbahnzüge überfallen und ausgeplündert. Viermal bereits war auf seinen Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt, doch niemand fand sich, der imstande gewesen wäre, sie sich zu verdienen. Als er eines Tages den Sohn eines der ersten Schlachthausbesitzer in Omaha entführt hatte, um von dem trostlosen Vater ein reiches Lösegeld zu erpressen, geriet er in die Hände der Justiz, wurde jedoch durch einen Irrtum des Staatsanwalts freigesprochen. Bei seinen Streifzügen durch den Westen lernte er auch „Pat“ Masterson kennen, der zu dieser Zeit auch ein verwegener Freireiter war. Dieser jedoch kam später mit Roosevelt in Berührung, der ihn dazu brachte, seine nie fehlende Wäste in den Dienst der öffentlichen Sicherheit zu stellen. Masterson ließ sich als Sheriffskandidat aufstellen, und nach einem hitzigen Wahlkampf, während dessen es mehrere Tote gab, wurde er zum Sheriff gewählt. Er verwaltete mit Umsicht und Energie sein Amt, und vor wenigen Jahren wurde er von Präsident Roosevelt zum Bundesmarschall in Newyork ernannt. Masterson hatte verchiedentlich seinem Kameraden Crowe geschrieben, zu ihm nach Newyork zu kommen und ein neues Leben anzufangen. Nach langem Zögern hat sich Crowe entschlossen, jenem zu folgen; er wird als Hilfs-Sheriff bei seinem alten Freunde eintreten und seine jahrelangen Erfahrungen im Kampfe gegen seine früheren Spiegelgesellen verwenden.

Stoßseufzer vom Mauritiusplatz.

Hoppla, saut der Schauffeur am Chauffeehaus, wie sei Brinzebal mit dem Automoppel wider die Telegrafestation gerennt ih und er sich dabei de Kopf veralle hat, als wenn em Maner mit em Raubknippel aan devider gewoe heit. Ja, so is es immer mit bene seine Zeit ihrem Sport, wann unferkans emol e hische Schepp gelade holt un anstatt 3 Berscher emol 6 sich genemigt hot un dann wider jemand rennt, oder die Elleroogegah kimm un noch trummer vor als se schon is, so becht es gleich beh is e Lumb, wann awer die Sporthans gerast lumme, als wie de Deiwel un sich uffiecht, als wann die ganze Landstrooke bloß for sie doo wern, un die Spaziergänger, wasu auch ich un mei Kumbaane geheern, im Staas verliche, dann gena ich's dese jebesmol, wann se Redh hunn. Ich sein jo weiter nit schode froh un auch nit müßigst, weil ich mer nit aach so enn Stinkwage anschaffe kann, awer beh kann nit mich so weiter gieh, mer is jo seines Leues nit mich sicher. So war merich's neilich uff de Klarenbaaler Kerb beinaß basiert, beh ich unner so e Ding lumme war; ganz in mei Gedanke verfunke, wie ich mei dreinverzig Penning im Vermeoge uff de Vorstadterb meglicht ginslig anlege kenn, hunn ich nit weiter vor mich un aach nit hinner nieß gegudt. Uff amol greiche die Zeit, als wann e paar Bombe geblat weern. Sie, Sie, baffe se doch nit, do kimm jo e Auto; ich warn notirlich im erschte Momang ganz



hoff un wuht aach nit, sell e herimer in de Schoffeegrave oder soll ich enniwer un mich die Weichung ennumner schibbele. Doch wie e jed haa Kind sein Schupengel holt, muß ich aach aan hawe, kurz un gut, de Unglückstaste is ganz dicht an mer vorbeie un holt mer nit weiter gese. Awer de Schred war mer so in die Glieder gefahrn, un ich hatt die Noos noch so voll Benzingestant, beh ich schleinigt in die erscht best Wertchaft bin, un hawe mer emol enn fröttige Schnabs gewo losse. Un wie mer allemol Glic beim Unglic hot, un aach beh Lolal gestoppt voll war, hunn ich mich aach noch schee gedrickt ohne zu berappe. Deh war eigentlich nit bibisch von mer, awer wann mer so wenig baar Ming im Sedel holt, läht mer sich leicht e Jochorel lerei se Schulte lumme, no der Wert werd nit arm deuin. Wie ich dann in dem Klarenbaal herumgieh, hunn ich mer enn Kaffe-brehel gefaast, un mei Etat nit zu überscheite. Dummerkeil, war die awer hart, ich hunn mer beinaß noch mein zwaatlechte Bahn drao ausgebisse; zum Glic hat ich mer, als ich vorher dorchs Feld ging, e paar Keppel uffgerafft, doo gings dann besser ennumner. Ja, es is e Schand, wie mer sich ewe kimmerlich dorchblauge muß, beh Maach un die Voricht wern als noch dreter, neilich hat ich mer e Stid Leuwerworcht ser 10 Penning gelaast, mich kann ich mer nit leise, ich saan eich awer, mei Daume war greecher wie beh Stid, un vunn Spedagriewe haa Spur, ich glawe, als wann beh so weiter gieh, moche all un haubfächlich die Schweinemehger Bankrott, oder se wern Rentner, aach vunn bene hewe; wann ich Landwertschaftsminister war, wärsch's anners, sämtliche Grenze beh ich uff-moche un wann all die Bauern ihr Sau selwer freste meste, mer sell's nit dor meglisch halle, beh so aan Wann so e Genast holt un unferaaner holt nit zu melde. Oriecht mer awer doo

e troche Gorgel, do muß ich ercht emol an löne, awer iwer de Mauritiusplatz gieh ich nit mich, beh Dunnerwetter aach ennin, was soll's doo noch all gewo? Kaum is der Elektrig-tätskaste jo halb un halb fertig, wolle se aach e unnerredig Be-berfusaanstalt moche mit em Termche un ere Uhr owerdruff. Behlt jetzt bloß noch, beh noch enn berittene Schupmann uff un-fer Domän kimm un mer wannern aus; un netig is es aach beinaß, ercht kertzlich hunn se dem Obstwecker sein Rod mit iwer 300 Mark gestrippt, ob so vill briant warn, was ich nit, ich hunn's nit geseh un bin aach e hische awergleiwig; dann hatt aaner dun de Mauritiusbrieder sich so weit vergesse, un em Kollege e hische mit em Messer gekihelt, beh sinn lauter so rohe Späß, die Folge vunn Alkohol, hecht in de Zeitung, un die Zeit saans aach. Deh muß awer annercht wern; jo hunn ich wider emol Generalmusterung abgehalle un verschiedene fremde Gesichter bei unserer Gard entbedt, wider annern Bekannte warn nit doo, die logiern momentan in de Abrechstrooch, awer beh Rejulat war im grobe un ganse nit ginslig. Es sinn e paar bebei, die hunn Tulwe im Gesicht, greecher sinn aach die Nummern uff em Mark nit, un was die Farb aanbetrifft, de reinste Keegeboge kenn mer drauß moche, norr mit dem Un-nerschied, beh bloß un rot vorherrsch. Ich beh jo gern e Portion davon abgewe, awer die Vert gieh nit, sie behaachte ihr Bergerrecht. Wann mer es doch wenigstens so gut kräge, wie die städtische Krweiter, die solle doch jett alle die Feiertag, die in die Woch falle, un die Urlobsttag bezahlt grieh; ich sinne beh hirsch un aach nowel vunn de Stadi, norr dah's merich vor die Zeit laad, beh nit all die Feiertag Ostern, Ringste, Weihnachte etc. uff Wochtag falle, vielleicht kenn mer jo de neie Kalenner for 1907 in dere Hinsicht umännern, ich glawe aach, die annern Beamte wern aach nit bees dobriver. Nach hunn ich ebhes gelese vun ere Pensionskass', beh is aach nit iwel, doo loh ich mich awer gleich brinn uffnehme; morge gieh ich uff's Rathaus, awer nit vorneminn, doo wern ewe die Jigurn emol abgewäsche, es tut enn aach netig, un do kenne am e paar Troppe Wasser uff die Montur falle, un vor Wasser, ausgenomane gebrenntes, hunn ich enn hellische Respekt. Ich gieh also liwer dorch de Reweeigang, wo immer die Brauch-haise uff's Stadesamt fahrn un stelle de Antrag, beh mer aach pensioniert wern, mer verlange jo nit vill Pension, wanns nor deor lang, beh mer sich alle Daag e paarmol sei Stammlolal von innwennig angude kann; es glaabt aam nie-mand, was aan beh jo laad buht, wann mer gern aan Bloße behit un holt nit druff. Awer wie gefagt, es werd annercht un beh in kurzer Zeit schon.

Moderne Verlobte Möbel

kaufen keine Einrichtung ohne vorher das große Muster-Hauptausstellungs-haus der Darmstädter Möbelfabrik, Friedbergerstraße, welches als Fernstudium 1. Rang und bedeutendstes Haus seiner Art bekannt ist besichtigt zu haben. Man verlange Preisliste mit Abbildungen, Preisverzeichnissen von kompl. Zimmern.) 979/10

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, Tel. 2763 31 Rheinstr. 31.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.
38 Rheinstrasse 38.
Unterrichts-Institut für Damen und Herren.
Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen- und Schreibeisen.
Tag- und Abendkurse. 1460
Prospekte kostenfrei.

Daß, wie hier verbreitet wird, die grünen Rabattmarken eingingen, um durch

Rote Rabattmarken

erregt zu werden, ist

Schwindel!

Nur gegen die bereits allgemein beliebten

Reellen Grünen Rabattmarken

können die als vorzüglich bekannten Haushalts-artikel, Möbel, Bilder, Uhren, Vasen, Saiten und noch vieles andere in meinem Geschäft

Kleine Langgasse 7

eingetauscht werden, darum

sammelt nur Nussbaums Grüne Rabattmarken

des Waren-Spar-Rabatt-Systems (Karl Nussbaum) 7888
Zuh.: Fritz Ellinger, Kleine Langgasse 7.



Nr. 210.

Sonntag, den 9. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Bl. 1. 1906

(Nachdruck verboten)

„Haben Sie schon eine Stelle für sie?“

„Noch nicht, aber das eilt nicht; sie bleibt einstweilen bei uns, und geht es nach meinem Wunsche, so verläßt sie unser Haus sobald nicht. Leontine ist mir eine liebe und treue Freundin, und für mich kommen nun schwere Tage, in denen ich einer solchen Freundin bedarf.“

„Und erscheint auch der Rat und die Hilfe eines Freundes Ihnen wünschenswert, dann zählen Sie auf mich. Gern wäre ich mit Ihnen und Fräulein Renard wieder zusammengekommen, aber leider bot sich dazu niemals Gelegenheit.“

„Ich hatte mir vor dieser Hierherkunft das auch anders vorgestellt,“ erwiderte sie lebhaft; „ich glaube, der Onkel Henry würde Sie häufig einladen, aber Tante Jeanette wollte das nicht. Garnier steckt auch dahinter, verlassen Sie sich darauf.“

„Ich zweifle nicht daran. Mit welchem Zuge wird Fräulein Renard kommen?“

„Mit dem Schnellzuge, um vier Uhr.“

„So könnten wir beide sie ja abholen.“

„Ja, wenn Onkel Henry so lange fortbliebe,“ antwortete Cäcilie ironisch. „Er hat sich selbst den Empfang auf dem Bahnhofe vorbehalten; schon um drei Uhr kommt er zurück.“

„Das sieht ja aus, als sollte ich absichtlich von den Damen ferngehalten werden.“

„Und wenn das wäre, hätten Sie den Mut, es zu ändern?“ fragte sie rasch.

„Dazu gehört wahrlich kein Mut, sondern nur Klugheit und Vorsicht.“

„Gut, so machen Sie einen Vorschlag!“

„Würde eine Morgenpromenade Ihnen sehr lästig sein?“

„Durchaus nicht, ich liebe sogar einen Spaziergang in der Frühe.“

„Und da die Bitterung augenblicklich so günstig ist, wird man in Ihrem Hause wohl nichts Befremdendes darin finden. Wohlan, ich werde morgen früh von sieben Uhr an im Parke sein.“

„Ich werde mit Leontine hinkommen, wenn Sie damit einverstanden sind und das Wetter gut ist,“ sagte Cäcilie entschlossen.

Theobald hätte allerdings lieber mit Leontine allein eine Zusammenkunft gehabt, aber er war auch so befriedigt, Cäcilie verstand die deutsche Sprache nicht.

Sie hatten das Gebäude erreicht, in dem die Gemäldeausstellung sich befand. Cäcilie wußte, in welchem Saale das Bild hing, und sie fanden es bald.

Wie Theobald vorausgesehen hatte, war die Darstellung des Ueberfalls durchaus unwahr; hier kämpften Franktireurs, ein schwaches Häuflein, mit Hellemut gegen eine Schwadron Husaren; es war der Kampf Goliaths mit David; die armen bedrängten Franktireurs auf dem Bilde mußte man aufrichtig bedauern und doch auch wegen ihrer Tapferkeit und ihres Tapfermutes bewundern.

Cäcilie lachte hell auf, und auch Theobald konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

„Das einzige auf dem Bilde richtig Dargestellte ist das Schloß,“ sagte sie, „alles übrige ist Lüge! Ich vermiße nur Garnier selbst auf dem Bilde.“

„Ich nicht,“ erwiderte Theobald lachend. „Sehen Sie nicht den Mann mit der roten Schärpe und dem Federhut hoch zu Roß, der den Husarenoffizier niedersäbelt?“

„Das soll Garnier sein?“ fragte Cäcilie sarkastisch, während sie eine goldene Lorquette hervorholte, um das Bild genauer zu betrachten.

„In der Tat, einige Ähnlichkeit ist vorhanden. Aber doch Garnier selbst die Augenzeugen jenes Geschehes auf die Lippen aufmerksam machen kann, das ist eine Unverschämtheit, die ich ihm nicht verzeihen werde.“ Sie wollten eben weiter schreiten als sie bemerkten, daß Garnier hinter ihnen stand.

Sein Gruß war höflich, aber kalt; es lag etwas Drohendes in dem Blicke, der Theobald streifte. „Das Gemälde findet wahrscheinlich Ihren Beifall nicht,“ fragte er. „Ich muß selbst zugeben, daß der Maler der Wahrheit gar nicht treu geblieben ist.“

„Sie haben ja selbst die Zeichnung entworfen!“ spöttelte Cäcilie.

„Aber nicht diese Zeichnung! Der Maler als eifriger Patriot, hat die Darstellung in seinem Sinne verbessert.“

„Und so ist aus dem historischen Bilde ein Phantasiestück geworden,“ meinte Theobald.

Garnier schwieg. Er folgte den beiden durch die übrigen Säle und begleitete sie auch, als sie das Gebäude verließen, obgleich Cäcilie nicht mehr mit ihm sprach.

Und so oft Theobald seinem Blicke begegnete, ließ er in diesen glühenden Augen eine Drohung, die recht geeignet war, ihn zu warnen, und deren Ursache ihm keineswegs unklar sein konnte.

Garnier war eifersüchtig auf ihn, das unterlag keinem Zweifel, und da er es nicht für ratsam fand, den Zorn dieses Mannes ohne Not herauszufordern, so nahm er bald von Cäcilie Abschied, obgleich sie durch einen verständnisvollen Blick ihn aufforderte, an ihrer Seite zu bleiben.

Raum hatte Theobald sich abgewandt, als Garnier Cäcilie den Arm anbot.

Cäcilie lehnte ab, erschrak aber vor seinem leisen, höhnischen Lachen. „Glauben Sie nicht, mit meinen Gefühlen spielen zu können,“ sagte er, unfähig, seiner Wut länger zu gebieten. „Ich setze durch, was ich will, und weiche niemand, am wenigsten diesem deutschen Laffen! Sie werden wohlthun, das nicht zu vergessen. Ich warne Sie: Halten Sie sich den Deutschen fern, wenn Sie nicht sein Unglück wollen.“

„Laffen Sie ihn noch immer?“

„Er wird mir gleichgültig werden, sobald Sie meine Braut sind.“

„Daß ich dies nicht werden kann, wissen Sie.“

„Im Gegentheil: ich weiß, daß Sie es werden müssen,“ sagte er mit zitternder Stimme, ohne sich durch ihren zornsprüchigen Blick beirren zu lassen. „Ich habe die Zustimmung Ihres Onkels, ich werde auch die Ihrige erhalten!“

„Der Weg, auf dem Sie augenblicklich diese Zustimmung suchen, entfernt Sie nur noch weiter von Ihrem Ziele,“ erwiderte Cäcilie verächtlich. „Sie wissen nun, wie ich über Ihre Absichten denke und daß ich nicht zu jenem Schritt gezwungen werden kann.“

„Wenn ich trotz alledem nicht verzichte, so ermessen Sie daran, wie glühend ich Sie liebe. Wehe aber uns allen, wenn durch Ihre alleinige Schuld diese Liebe in Haß umgewandelt würde.“

„Daß ich Ihre Liebe nicht erwidern kann, ist nicht meine Schuld,“ entgegnete sie kalt.

„Gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg,“ antwortete er; „wenn das Leben seinen Wert verliert, dann werfe ich es ab, aber vorher vernichte ich alle, die ich um Ihre Willen jetzt noch schone. Machen Sie nicht darüber, ich kann über Ihre Verwandten unsagbares Unglück bringen, aus Dankbarkeit halten Sie ihnen das Unglück fern. Sie bringen kein Opfer, das Sie jemals zu bereuen hätten, denn an meiner Seite sollen Sie Ihr Glück finden, das verspreche ich Ihnen.“

„Das alles macht gar keinen Eindruck auf mich. Ihr Haß könnte doch nur mich treffen, wenn ich das Haus meiner Verwandten verlassen müßte, und diesen Haß fürchte ich nicht,“ erwiderte sie.

„So liegt Ihnen an dem Geschick Ihres Freundes nichts?“ fragte er, mit den Zähnen knirschend.

„Sie haben keinen Grund, ihn zu hassen.“

„O, das weiß ich besser. Ich habe Sie nun gewarnt,“ schloß er, vor dem Hause Henry Didiers stehend. „In Ihren Händen ruhen jetzt das Glück und der Frieden dieses Hauses, vergessen Sie das nicht!“ Er zog den Hut und verbeugte sich höflich.

Cäcilie erwiderte den Gruß kaum; mit trotzig erhobenem Haupt trat sie in das Haus. Seine Drohungen hatten nicht nur keinen Eindruck auf sie gemacht; sie wollte sich auch bei ihrem Onkel über dieselben beschweren.

Heute fand sie dazu keine Gelegenheit; die Tante hatte Migräne und verließ ihr Zimmer nicht, und der Onkel war kaum heimgekehrt, als er wieder in den Wagen stieg, um Leontine vom Bahnhof abzuholen.

Didier empfing die junge Dame mit herzgewinnender Freundlichkeit und führte sie im Triumph in sein Haus, wo das Diner ihrer harnte. Die Abwesenheit seiner Schwester war allen angenehm; er konnte seiner heiteren Laune freien Lauf lassen und entzückte die beiden Mädchen durch seine Liebenswürdigkeit.

Davon, daß Leontine eine Stelle suchen sollte, wollte er nichts wissen. Sie möge damit nur ruhig warten, bis einmal der Zufall ihr ein Unterkommen biete, das ihren Wünschen nach allen Seiten hin entspreche, sagte er; in seinem Hause sei sie ja gut aufgehoben, und vor allem müsse sie die schöne Stadt Brüssel kennen lernen.

Cäcilie pflichtete ihm bei, und Leontine fügte sich scheinbar. Aber, was sie bisher nur vermutet hatte, das wurde ihr zur Gewißheit; sie las in den Blicken Didiers, daß er sie liebte und daß sie sich auf das Geständnis dieser Liebe gefaßt machen mußte. Dies beunruhigte sie zwar, allein sie tröstete sich damit, daß es ihr jederzeit freistünde, das Haus zu verlassen.

Mit einer Flasche Champagner wurde die fröhliche Mahlzeit beschlossen, dann ging Didier in gewohnter Weise in seinen Klub. Er wäre allerdings lieber in der angenehmen Gesellschaft daheim geblieben, doch Cäcilie sprach von der Notwendigkeit des Auspaukens, und Leontine leugnete nicht, daß die Reise sie ermüdet hatte.

Sobald die Freundinnen in ihrem Zimmer allein waren, erkundigte Leontine sich nach Theobald; Cäcilie berichtete ihr Zusammenreffen und war erfreut, daß die Freundin sich sofort zu dem Morgenspaziergang bereit erklärte. Nun kam die Rede auf Garnier. Leontine erzählte, wie unglücklich er in ihrer Vaterstadt behandelt worden und daß auch ihr Bruder dabei gewesen sei. —

Cäcilie sprach die Befürchtung aus, daß Garnier sich dafür an Leontine rächen würde, und teilte dessen Drohungen mit. „Wir haben nun beide Grund, ihn zu hassen und zu fürchten,“ sagte sie, „und nicht wir allein, auch ihr Landsmann, den er ja ebenfalls vernichten will. Verbünden wir uns also gegen ihn, und sollte sich das Bündnis als zu schwach erweisen, so verlassen wir allesamt dieses Haus. Ich mache mir nichts daraus, mit meiner Hände Arbeit mein Brot verdienen zu müssen; wenn Onkel und Tante die Partei Garniers nehmen, bleibt mir nichts anderes übrig. Und ist es Wahrheit, daß Garnier den Frie-

den und das Glück dieses Hauses vernichten kann, dann müssen hier Dinge vorgefallen sein, die meinen Verwandten nicht zur Ehre gereichen.“

„Und wenn dies wirklich der Fall wäre,“ fragte Leontine, „würdest Du sie in Schutz nehmen?“

„Nein, aber tief betrüben würde es mich.“

„Setzen wir einmal den Fall, Dein Onkel habe durch Betrug oder ein anderes Verbrechen eine Familie unglücklich gemacht, Garnier wisse nun darum und drohe mit Enthaltungen, um Deinen Besitz zu erzwingen, auf welcher Seite würdest Du stehen?“

„Auf der Seite der betrogenen Familie,“ antwortete Cäcilie ohne Zögern.

In den Augen Leontines leuchtete es auf, sie fand in Cäcilie eine treue Verbündete, wenn es nötig war, sie in die Geheimnisse Theobalds einzuweihen. Und wie leicht konnte dieser Fall eintreten.

„Wie kommst Du aber zu dieser Frage?“ sagte Cäcilie.

„Die Drohungen Garniers sind seltsam, doch glaube ich nicht, daß Onkel Henry sich einer ehrlosen Handlung schuldig machen konnte. Es sind Schreckschüsse, und ich will mit dem Onkel darüber reden.“

„Tue das noch nicht,“ rief Leontine. „Ist Dein Onkel schuldlos, so wirst Du Garnier durch diese Mitteilungen nur noch mehr erbittern; ist er sich aber seiner Schuld bewußt, so schließt er das Bündnis mit Garnier noch fester; in diesem Falle bist Du der verlierende Teil. Warte also damit, bis Du der Entscheidung nicht mehr ausweichen kannst; es wird dann noch immer früh genug sein, die beiden gegeneinander zu hegen.“

Cäcilie versprach, diesen Rat zu befolgen, und da sie inzwischen das Auspauken beendet hatten, begaben sie sich zu Tante Jeanette, die Leontine so freundlich empfing, wie ihre Migräne es erlaubte.

Früh am nächsten Morgen traten die Freundinnen ihren Spaziergang an.

Im Park kam Theobald ihnen entgegen. Er sprach seinen Dank aus, und Leontine äußerte ihre Freude, ihn so heiter wieder zu sehen; nach kurzem Geplauder brachte sie die Rede auf Garniers Erlebnisse in ihrer Heimat und gab ihm dabei eine Zeitung. Cäcilie nahm an, daß dieselbe einen Bericht über die Demütigung Garniers enthielt, aber als Theobald sie entfaltete, fand er, durch einen roten Strich aufmerksam gemacht, etwas anderes: die Verlobung Erna's mit dem Rittmeister Eduard von Berndorf.

„Nehmen Sie es nicht so sehr zu Herzen,“ bat Leontine leise in deutscher Sprache.

Theobald steckte die Zeitung in die Tasche. „Ich hätte nicht geglaubt, so schnell vergessen zu werden,“ sagte er bitter. „Kein Wort mehr davon, das ist für mich abgetan. Sie erfahren sonst nichts?“

„Nichts, was sie interessieren könnte, nur muß ich Ihnen noch mitteilen: mein Bruder will hierher kommen. Er hegt, wie ich vermute, meinethwegen einen Argwohn.“

„Sie haben ihn daraufhin nicht eingeweiht?“

„Nein, ich wollte damit warten, bis er hier ist, denn vielleicht führt er seinen Voratz nicht so leicht aus, und wer weiß, was inzwischen vorfällt.“

„Hören Sie nun auch meine Entdeckungen.“ Er warf einen Blick auf Cäcilie, die das Gespräch der beiden nicht verstand, aber mit sichtbarer Ungeduld auf das Ende desselben wartete. „Haben Sie nur einige Minuten Geduld und verzeihen Sie, daß ich mich meiner Muttersprache bediene,“ bat er sie. „In dem Klange der heimischen Laute liegt ja für mich so viel Süßes, und ich werde sie auch sobald nicht wieder hören.“

„Ich erzähle Dir später, was wir gesprochen haben,“ fügte Leontine hinzu, und Cäcilie nickte befriedigt.

„Haben Sie einen Brief unter meinem wahren Namen an mich abgeschickt?“ fragte Theobald deutsch.

„Leontine sah ihn befremdet an. „Einen Brief? Unter Ihrem wahren Namen? Wie hätte ich denn so undorftig sein können?“

„Dann sollte der Brief eine Falle für mich sein, und gewiß hat Garnier ihn abgeschickt. Er und sein guter Freund haben keine Gewißheit davon erhalten, aber der alte Buchhalter nötigte mich, ihm mein Geheimnis preiszugeben, und er riet mir, augenblicklich abzureisen, da ich von Gefahren umringt sei. Das war alles, was ich aus ihm herausbringen konnte; aus seinen Neugierungen aber entnahm ich, daß er die verübten Schurkereien kennt, und daß er höchstwahrscheinlich auch die Beweise liefern kann, die wir suchen: Aber er hat nicht den Mut, offen zu reden, weil er dann seine Stelle zu verlieren und auf der Strafe zu verhungern fürchtet. Vergebens machte ich ihm die besten Versprechungen, und als ich schließlich an seine Ehre und an sein Gewissen appellierte, wurde er grob.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Gemälde.

Novellette von Georges D'Inel.

(Nachdruck verboten.)

Ich ging die Rue Drouot entlang und wandte mich den Boulevards zu, als ich gegenüber dem großen Auktionshotel von einem Herrn angerannt wurde, welcher sehr schnell ging und, von dem Stoße ein wenig verwirrt, sich in Entschuldigungen erschöpfte. Ich erhob die Augen zu ihm, gleichzeitig sah er mich an, und beide lachten wir an zu lachen. Es war einer meiner ältesten Freunde; ein braver Junge, der alle möglichen Anstrengungen machen muß, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und an unbedeutenden Aufgaben ein hervorragendes Talent vergeudet.

„Verzeihen Sie mir, lieber Freund,“ sagte er zu mir, „ich habe es sehr eilig, ich gehe nach dem Auktionshotel.“

„Kaufen Sie Kunstgemälde?“ fragte ich scherzend.

„Für gewöhnlich wahrhaftig nicht, aber für heute habe ich ein Bild im Auge. . . Aber ich bitte Sie, halten Sie mich nicht zurück. . . Ich fürchte, die Auktion hat schon begonnen; wenn Sie nichts zu tun haben, kommen Sie doch mit. . . Sie können sich ja das Gemälde ansehen, es ist ein Meisterwerk.“

Er riß die große Flügeltür auf, kletterte die hohe Treppe hinauf und führte mich durch die mit Händlern und Käufern angefüllten Galerien, in welchen eine dumpfe Stille herrschte, in den Saal Nr. 7. Dort zeigte er mir an der Wand mit einem Seufzer der Enttäuschung ein großes Gemälde aus der holländischen Schule, welches ein am Ufer eines Flusses gelegenes Schloß darstellte, und sagte zu mir in vertraulichem Tone:

„Es ist ein Ruysdaël.“

Ich betrachtete das Gemälde aufmerksamer, es schien mir ziemlich hübsch. Das Wasser war durchsichtig, eine von Fischern geruderte Barke fuhr am Ufer entlang. Leichte, graue Wolken ließen über den Himmel. Das Schloß und die Bäume, welche dasselbe beschatteten, waren schwarz gehalten.

„Es ist ein Ruysdaël,“ fuhr mein Freund fort, „niemand hat eine Ahnung davon. Die Sachverständigen verstehen nichts, und die Händler sind Gel. Sehen Sie den Katalog nach. Der Auktionator hat angekündigt: „ein Gemälde holländischer Schule.“ Das wird mich retten. Ich werde es haben; es wird nicht höher als auf 300 Frank gesteigert werden; die Summe habe ich mir allerdings nur mit großer Mühe verschaffen können, aber ich werde es haben.“

Die Auktion begann. Der Auktionator, ein großer, junger bräunlicher Mensch, der sehr korrekt in Schwarz gekleidet war, Backenbart, Scheitel über dem Ohr und die Haare sorgfältig nach vorn gekämmt trug, hatte eben mit seinem eisernen Hammer leicht auf den Tisch geschlagen und sagte nun mit nervöser Stimme: „Beginnen wir, meine Herren. Zunächst eine Konsole im Stile Ludwigs XVI, aus vergoldetem Holz. Angebot . . .“

Mein Kamerad benutzte die ersten Minuten, während Gegenstände versteigert wurden, die ihn nicht interessierten, um mir die Geschichte seines angeblichen Ruysdaël zu erzählen. Dieses Gemälde war seinem Vater von einem Freunde anvertraut worden, der nach den Kolonien hatte reisen müssen. Derselbe hatte das Bild gern behalten wollen und hoffte es bei seiner Rückkehr wiederzufinden. Durch wichtige Spekulationen von Frankreich fern gehalten, hatte er von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben, war aber seit 20 Jahren nicht zurückgekehrt. Mein Kamerad hatte stets den Ruysdaël in dem Zimmer seiner Familie hängen sehen, er war sozusagen vor demselben erzogen worden; sein Vater erklärte ihm das Gemälde und zeigte ihm die Schönheiten desselben auseinander. Die guten Leute hatten es so lange betrachtet, bis sie zuletzt wahre Wunder daran entdeckten. Für sie unterlag es gar keinem Zweifel, daß es ein Meisterwerk war. Mit einer Lupe bewaffnet, hatte der Vater oft alle Ecken des Gemäldes prüfend betrachtet, um nachzusehen, ob er nicht eine Unterschrift oder ein Monogramm fände. Aber er fand nichts. Doch das war gleichgültig, man sah auf den ersten Blick, daß man es mit einem Meisterwerk zu tun hatte.

Als mein Freund noch ein kleiner Junge war, blieb er oft stundenlang vor dem Ruysdaël in stummer Betrachtung stehen. Er atmete förmlich den Wind, der die grauen Wolken am Himmel trieb, und sah, wie das von den Rüdern bewegte Wasser auf- und niederwogte. Der rotgekleidete Fischer, der das Boot lenkte, war ein Freund, mit dem er sich unterhielt. Vor den großen Fenstern des Schlosses versank er in Träumereien. Er wäre glücklich gewesen, hätte er wie der hinkende Taufel das mit glänzendem Schiefer bedeckte Dach des Herrenhauses abheben und die Besitzer desselben betrachten können. Dieses Familiengemälde bildete einen ganzen Teil seiner schönen Vergangenheit. Tausend Erinnerungen fesselten ihn an dasselbe, und er liebte es mit kindlicher Zärtlichkeit. Sorgfältig hatte er den ihm anvertrauten Schatz bewahrt und ihn in seiner ärmlichen Wohnung aufgehängt. Unter das Gemälde hatte er seinen Schreibtisch gestellt, und wenn er vom Schreiben sich ausruhte, so brauchte er nur den Kopf zu erheben, um das Gemälde ganz nach Belieben betrachten zu können. Wie ging er aufs Land. Wozu brauchte er Landschaft, Grün und Schatten? Hatte er nicht den Ruysdaël mit seinem immer frischem Rasen und seinen düsteren Bäumen? Dies Gemälde war für den angestrengten Arbeiter, der so hart sich seinen Lebensunterhalt verdienen mußte, Trost und Freude. Es leistete ihm Ersatz für alles.

Acht Tage vor dem Nachmittag, an dem ich ihm begegnet war, hatte er die Nachricht empfangen, daß Herr K. — das war der Name des so lange verschwundenen Reisenden — gestorben war, und daß die Familie das in Verwahrung gegebene Gemälde zurückforderte. Der arme Junge hatte zuerst nicht an sein Unglück glauben wollen. Das Gemälde, das so lange in seinen Händen verblieben war, durfte doch keinem andern, als ihm, gehören. War es ihm nicht durch die Liebe und Sorgfalt, die er ihm gewidmet, ganz und gar zu eigen geworden? Aber er mußte sich in das Unvermeidliche fügen und einsehen, daß der Moment gekommen war, da er sich von diesem Gemälde, der Quelle aller seiner Freuden, trennen mußte.

Es kam ihm vor, als würde er von seinem Erbteil verjagt. Als die Diensteute des Auktionshotels das Bild fortschleppten, hatte er dieselbe schreckliche Empfindung, wie zu der Zeit, da die Leichenträger den Sarg seines Vaters fortnahmen. Er weinte. Als er dann nachgedacht hatte, sagte er sich, daß er nur noch einen Entschluß zu fassen hätte, den Ruysdaël aufzukaufen, und sollte er sich auf Stroh betten.

„Ein Gemälde aus der holländischen Schule, 500 Frank werden verlangt,“ sagte der Auktionator mit deutlicher Stimme. Mein Freund wurde leichenblass, und ich sah, wie er neben mir zitterte. Ein tiefes Schweigen folgte dem Angebot. Der Auktionator fuhr weiter fort:

„Meine Herren, ich bitte zu bieten!“

„50 Frank,“ sagte mit gleichgültigem Tone ein kahlköpfiger Kunsthändler.

Jetzt kam Leben in die Massen und in einem Augenblick stieg das Bild auf 200 Frank.

„5 Frank mehr,“ sagte mein Kamerad mit heiserer Stimme.

„10 Frank mehr,“ versetzte der Händler und wandte sich mit höhnischer Miene um.

„15!“

„20!“

„30!“

„50!“

„300 Frank!“

„300 Frank! Niemand bietet mehr,“ sagte der Auktionator. Ich betrachtete meinen Nachbar, die Augen traten ihm fast aus dem Kopf, seine Lippen kräuselten sich zu einem schmerzlichen Lächeln, und er sagte: „Göher kann ich nicht gehen.“ Dann stieg ihm eine glühende Röte in die Wangen, er sagte: „Um so schlimmer, dann werde ich meine Uhr verkaufen,“ und fuhr wieder wütend fort: „350 Frank.“

Sein Gegner suchte die Achseln und erwiderte, als wolle er den Kampf mit einem Schlage beenden:

„500 Frank.“

Mein armer Kamerad blieb stumm. Jetzt fing auch ich Feuer, murmelte ihm zu:

„Wahren Sie doch fort,“ und rief, als er nieders
geschmeitert schweig:

„500 Frank.“

„600 Frank.“

„650, wir werden es schon bekommen.“

„Nein,“ unterbrach der arme Junge, „ich bitte,
fahren Sie nicht fort.“

Damit setzte er entschlossen den Hut auf und ging
fort, ohne den Mut zu haben, noch einen letzten Blick
auf seinen so heißgeliebten Ruhsdael zu werfen.

Ich folgte ihm auf den Gang, und hier brückte
er mir in tiefer Erregung die Hand, konnte
aber kein einziges Wort hervorbringen, stürzte
da er fühlte, daß ihm das Weinen nahe war, davon
und verschwand auf der Treppe. In demselben Augen-
blick verließ der schlüpfrige Kunsthändler den Auktions-
saal. Ich trat auf ihn zu.

„Ah! Sie, mein Herr, sind's, Sie haben das Ge-
mälde so in die Höhe getrieben gegen mich,“ sagte er
in größter Seelenruhe.

„Ja,“ erwiderte ich; „wie hoch hätten Sie sich
denn verstiegen, wenn die Sache so weiter gegangen
wäre?“

„Bis zu 2000, ich hatte Auftrag von einem Lieb-
haber.“ „2000,“ rief ich, „es ist also ein richtiger Ruhs-
dael?“ „Das da,“ sagte der Händler mit grobem Lachen,
„keineswegs, es ist eine Kopie. Ich hätte es meinem
Auftraggeber für 60 Frank verkauft, aber für eines
Narren, der sich für eine Sache begeistert, ist bekanntlich
nichts zu teuer, mag er doch seine Laune bezahlen.“

Damit entfernte sich der Mann.

Auch ich ging traurig von dannen, denn ich dachte,
daß mein Freund nicht mehr wie früher in den Ge-
banken durch diese ihm seit seiner Kindheit bekannte
Landschaft promenieren konnte, die er in vertrauender
und stolzer Bärtlichkeit dem berühmten holländischen
Meister zuschrieb.

Armer Teufel! Als er nach Hause zurückgekehrt
war, mochte er wohl, als er den leeren Fleck an der
Wand erblickte, sich recht einsam und unglücklich ge-
fühl haben. Und doch war er davor bewahrt geblieben,
sein ganzes Vermögen für ein schlechtes Bild auszu-
geben.



Schiller und die Ungelernten. Gottfried Kellers Vater,
der wackere Steinmetz und Baumeister, holte in reiferen Jahren
nach, was eine dürftige Erziehung ihm einst vorenthalten hatte,
und vereinigte in seinem Bildungseifer eine Schar gleich-
gesinnter und empfänglicher Männer, in denen sein Streben
gleiches Streben weckte. Diese einfachen Bürger der guten
Stadt Zürich taten sich zu gemeinsamer Lektüre und Belehrung
zusammen. Es waren den Jahre des griechischen Freiheits-
kampfes, der zum erstenmal in der allgemeinen Ermattung
der Restaurationszeit „die Geister wieder erweckte und daran
erinnerte, daß die Sache der Menschheit die der ganzen
Menschheit“. Trefflich schildert Keller im Grünen Heinrich
das schlichte Treiben: „Ganze Stuben voll waren sie an
Sonntagsmorgen beisammen, disputierten und teilten sich
die immer neuen Entdeckungen mit, wie allezeit die gleichen
Wirkungen die gleichen Ursachen hervorgebracht hätten und
vergleichen. Wenn sie auch Schiller auf die Höhen seiner
philosophischen Arbeiten nicht zu folgen vermochten, so er-
bauten sie sich um so mehr an seinen geschichtlichen Werken,
von diesem Standpunkt aus ergriffen sie auch seine Dichtungen,
welche sie auf diese Weise ganz praktisch nachsühlten und
genossen, ohne auf die künstlerische Rechenhaft, die jener
Große sich selber gab, weiter eingehen zu können. Sie hatten
die größte Freude an seinen Gestalten und wußten nichts
Nehmliches aufzufinden, das sie so befriedigt hätte. Seine
gleichmäßige Gut und Reinheit des Gedankens und der
Sprache war mehr der Ausdruck für ihr schlechtes und be-
scheidenes Treiben, als für das Wesen mancher Schiller-Ber-
eherer der gelehrten heutigen Welt.“ — Daran mag erst
recht in unseren Tagen, vielleicht mit Nutzen, jedenfalls aber
mit Recht erinnert werden.

Rätsel und Aufgaben.

i. Idenitätel.

- 1) je, rer, se, der, be, de, ge, ma, tel, te, ne, me, her, land.
2) da, em, ram, — au, i, rau — wol, ol, hel — nei, mo, in —
do, il, erb — but, i, ä — be, ö, re — la, au, lä — ren,
fin, eu — gin, la, a — uh, ban, ei — schel, cel, hol — in,
ce, ha — la, em, ir — her, lau, ran —

Jede Silbe unter 1 ist die Endsilbe von 3 zweisilbigen Wörtern,
deren Anfangsilben in einer der Gruppen unter 2 zu finden sind.
Es ergibt sich danach z. B. die erste Silbe unter 1 mit den 3 Silben
der fünften Gruppe unter 2 die Wörter: Dose, Pse, Gebie. Auf diese
Weise bildet man 45 zweisilbige Wörter, deren Anfangsbuchstaben ein
Titel aus Goethe's „Faust“ nennen. Zu bemerken ist noch, daß die
Reihenfolge der Silben unter „1“ nicht geändert werden darf.

Verwandlung.

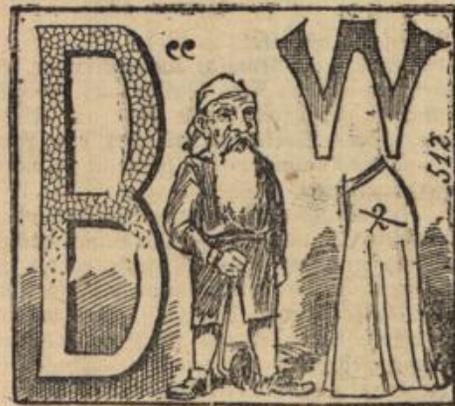
Wie gelangt man durch 4 Zwischenstufen von **Essen** nach **Nor-
den** und vermittelt 4 Zwischenstufen von **Mürnberg** nach **Delitzsch**?
Jedes nachfolgende Wort soll die letzte Silbe des vorhergehenden
Wortes zur Anfangsilbe haben.

Tauschrästel.

Älter, Angel, Dattel, Dicht r. Elle, Kinn, Haube, Kampf, Laden,
Masse, Pesse, Jago, Rachen, Sans, Ton, Wonne.

Die Anfangsbuchstaben der vorstehenden Wörter sind durch andere
zu ersetzen, so daß neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben,
nach richtiger Ordnung der Wörter, ein Sprichwort nennt

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Gehemmschrift.

Das höchste Glück hat keine Nieder,
Der tiefste Schmerz hat keinen Laut,
Sie spiegeln beide still sich wieder
Im Tropfen, der vom Auge taut.

(Sturm).

Ergänzungsrästel.

Now
Urne
Trost
Oberst
Müh-dorf
Carina
Barich
Jax
Laut

Automobil-Wettfahrt.

Rebus.

Optische Instrumente.

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt **Tanusstr. 24.**

Brillen und **Pincenez** in jeder Preislage. 8029
Genauere Bestimmung der Gläser **kostenlos.**
C. Höhn (Aub & Krieger), Optiker, Langgasse 5



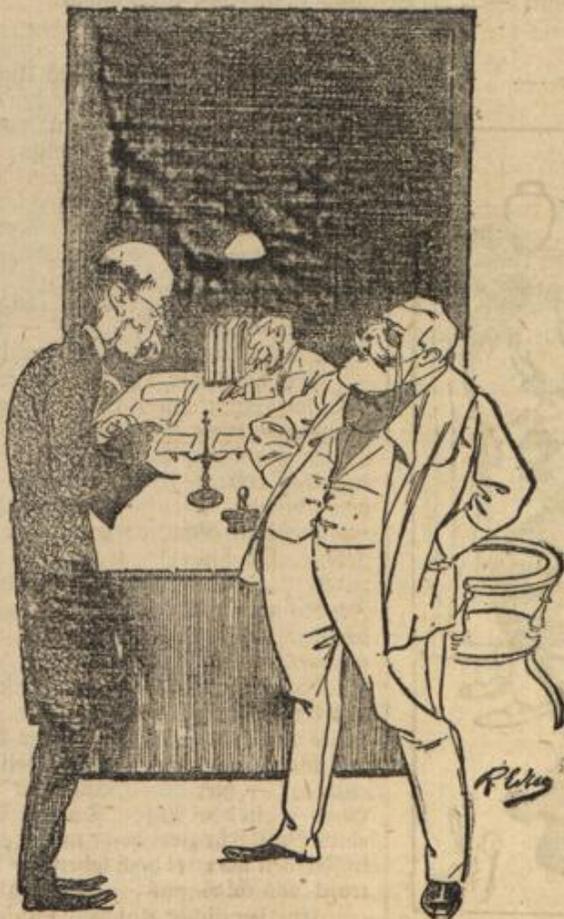
Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

Gedankenspan.

Wäre Jeder reich, wären alle arm.

« Auch noch. »



Chef: „Herr Meyer, was soll das heißen, um 3 Uhr kommen Sie.“ — Beamter: „Entschuldigen Sie, ich habe die Zeit verschlafen!“ — Chef: „Was, zu Hause schlafen Sie auch noch?“

Modern.

„Kann ich Fräulein Erna sprechen?“
 „Die ist im Kolleg.“
 „Oder Fräulein Harry?“
 „Die hat Fechtstunde.“
 „Und Fräulein Emmy?“
 „Die macht Toilette für den Kommerz.“
 „Na, ist denn vielleicht die Mutter zu Hause?“
 „Ja, aber sie wäscht.“

In der Schweiz. * *



Gast: „Donnerwetter, Herr Wirt, die Rechnung ist aber gefalzen!“
 Wirt: „Aber, Herr Baron, rechnen Sie denn die gesunde Luft für garnichts?“

Was ist Eherecht?

Das ist die Gesamtheit jener Rechte, die der Mann vor der Ehe befehlen hat.

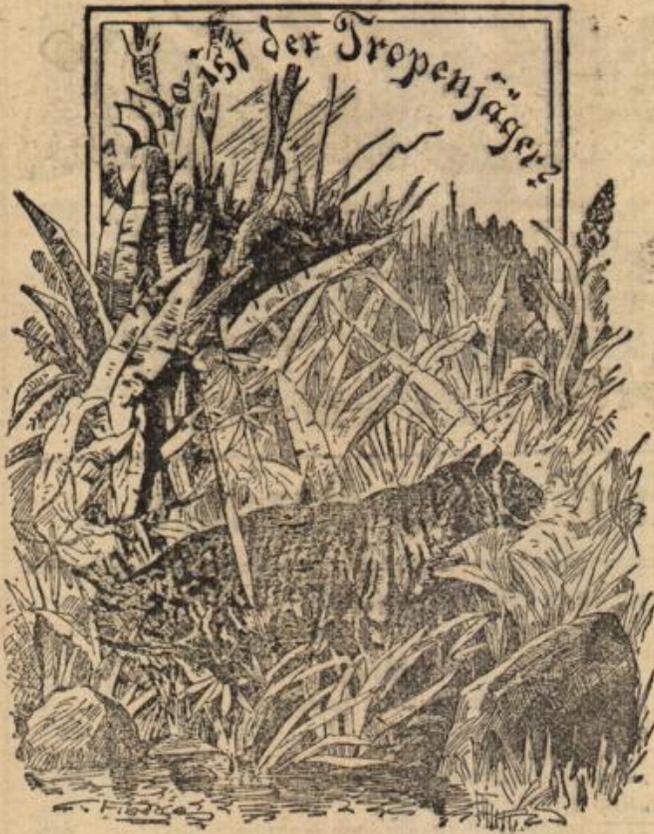
Darum.

„Warum ist diese Witwe so untröstlich über den Tod ihres Mannes?“ — „Ja, schwarz steht ihr nicht.“

Sonderbar.

Ein merkwürdiges Naturspiel ist es, daß die Frauen um so bissiger werden, je mehr Zähne ihnen ausfallen.“

Verzierbild.



Selbsterkenntnis.



„Nicht wahr, mein lieber Emil, Du heiratest mich doch hoffentlich nur aus Liebe? Es ist doch keine Verstandesheirat?!“
„Nein! — Der Verstand ist bei mir Nebensache.“

Fürstenbesuche.

King Will und King Nid, die Beherrscher zweier Nachbarreiche im tiefsten Innern des dunkelsten Afrikas, beschloßen einmal, sich in Anbetracht ihrer persönlichen gegenseitigen Verwandtschaft je einen Besuch abzustatten. Ihre Verwandtschaft bestand, wie üblich, darin, daß die Cousine Sr. Majestät des Herrn Will eine Schwägerin des Bruders des zweiten Gemahls der Tante Ihrer Majestät der Frau Nid, und Sr. Majestät der Herr Nid ein Enkel des Schwagers des Großonkels der Nichte des verstorbenen Bräutigams der Schwester Sr. Majestät des Herrn Will war. Da nun die beiderseitigen Völker der zwei Herrscher damals auf sehr gespannten Füßen standen, sollten, wie die beiderseitigen Hofceremonienämter nach jahrelangen Konferenzen übereinstimmend beschloßen hatten, die Besuche der beiden Kings einen rein privaten Charakter tragen, und alle politischen Andeutungen streng vermieden werden.

Nach dieser kurzen Vorgeschichte dampfte also King Will in irgend einem Jahre des Heils nach King Nids Residenz ab, traf auch wohlbehalten dort ein, begrüßte seinen erlauchten Kollegen mit den üblichen

Nasenspitzenaneinanderreibungs-freundschaftsbezeugungen, setzte sich hin, trank und redete also: „Freund und Bruder Nid! Ich bin gekommen,

Undank.



„Du bist wirklich undankbar! — Ich kauf Dir zwei neue Kleider und eine Pelzgarnitur und nun spielst Du dafür schon eine Stunde!“

die alten Bande, die Uns und Unsere Völker dicker als Wasser verbinden, von neuem zu knüpfen zu einem gordischen Knoten, den nichts als das Schwert zu lösen vermag. Ich trinke auf Dein und Deines edlen Volkes Wohl, indem ich ausbreche“ — hier erhob King Will sein Glas — „in den Ruf: Du und Dein edles Volk, Ihr möget alle zwei beide ewig in Frieden dreimal hoch leben“ — und trank das Glas aus — „Hurrah!“

Ein herzlichster Abschied folgte — und wiederum ein Jahr des Heils, in welchem King Nid nach King Wills Residenz abdampfte, dort auch wohlbehalten eintraf, seinen Kollegen mit den üblichen Nasenspitzenaneinanderreibungs-freundschaftsbezeugungen begrüßte, sich hinsetzte, trank und also redete: „Freund und Bruder Will! Ich bin gekommen, den alten Knoten, der Uns und Unsere Völker inzwischen wieder dicker als Syrup verbindet, noch fester zu leimen, daß ihn nur Karätschen und Granaten zu lösen vermögen. Ich trinke auf Dein und Deines edlen Volkes Wohl, indem ich meine Gefühle entlade“ — hier erhob King Nid sein Glas — „in dem Rufe: „Du und Dein edles Volk, Ihr zwei beide möget ewig in Frieden dreimal hoch leben“ — und trank das Glas aus — „Hurrah!“

Ein herzlichster Abschied folgte — und in demselben Jahre des Heils schlugen sich die beiden Kings an der Spitze ihrer irdischen Heerschaaren gegenseitig die Köpfe ab . . .

Splitter.

So mancher Jüngling macht vor einem Backfisch seinen Glückling, um schließlich selbst geangelt zu werden.

Druckfehler.

Der Fürst wurde am Bahnhof von einer viertöpfigen (vieltöpfigen) Menge begrüßt.

Der Ehemann.

„Warum ruft denn der Wächter: Hört, ihr Herren und laßt Euch sagen?“
„Weil die Frauen sich doch nichts sagen lassen!“



Der Herr Professor.

Ja, er ist ein höchst gelehrter,
Wundervoller, kluger Herr,
Täglich einen Band verzehrt er:
Mommfen, Sybel, Treitschke, Scheer!

Kneifernummer 6-7,
Dünn und dürrig ist das Bein,
Rock und Hose blankgerieben,
Auf dem Haupte Mondenschein!

Oh, wie schön steht einem Manne
Doch solch reicher Wissenschaft,
Gleicht er in der Badewanne
Auch dem nackten Jammerpaß!

Stutt Kamlaß.

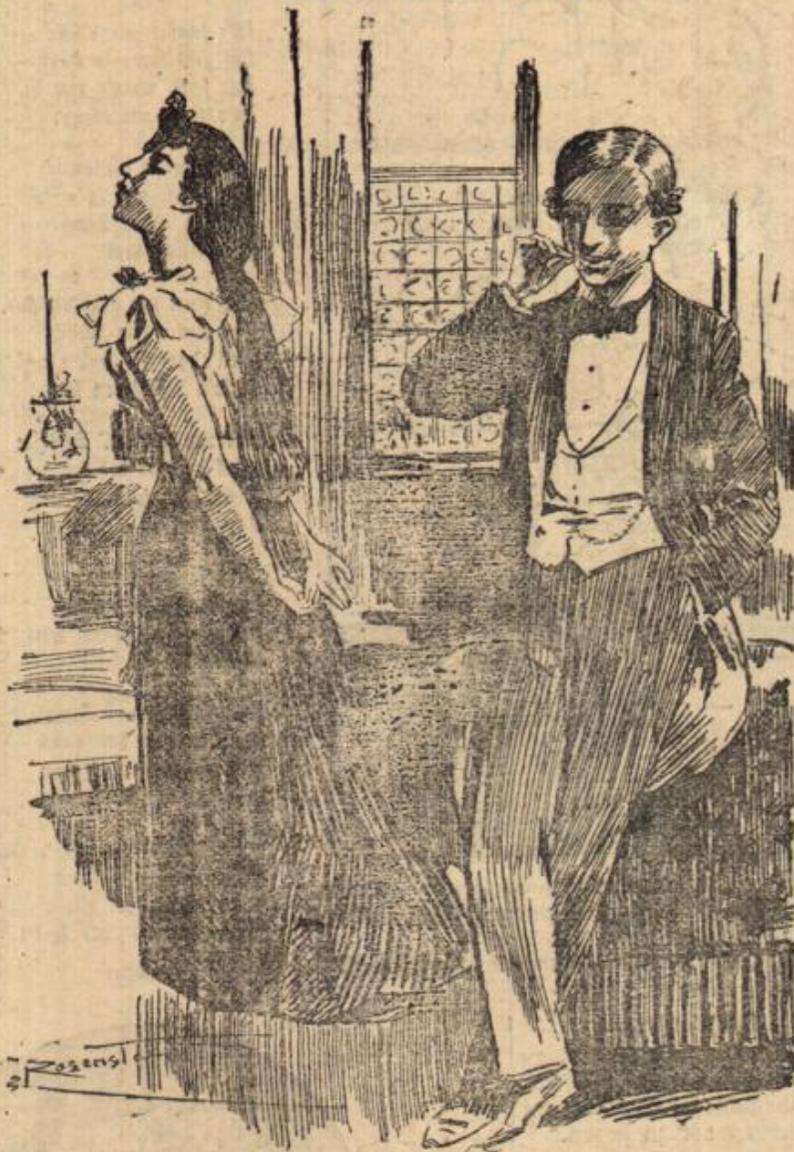


Ein neuer Tanz.



Junge Dame (zum schlechten Tänzer):
„Mein Herr, Sie tanzen wohl — Potpourri?“

Ihr Recht.



Ich hatte mit meinem Cousinchen
Gewettet um einen Kuß —
Nicht leicht war des Streitens
Entscheidung
Zu meinem großen Verdruß.

Denn während bestimmt ich die
Ansicht
Vertrat, der Sieg sei mein,
Behauptete sie mit Eifer
Der Wette Gewinner zu sein.

Ich mußte galant mich fügen
Erkannte als Sieger sie an,
Entsagte — mit stillem Bedauern —
Dem Kuß den ich redlich
gewann.

Doch seltsam, mein kleines
Cousinchen
Erfreute des Sieges sich nicht,
Sprach nicht ein einziges Wörtchen
Und machte ein böses Gesicht.

Und als ich den Grund erforschte,
Da warf sie verächtlich hin:
„Willst Du, daß ich mit Dir spreche,
So gib mir erst meinen Gewinn.“

gida.

Bedenklich.

Dame: „Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, seine ersten
Gedichte gedruckt zu sehen?“
Junger Dichter: „Allerdings, Gnädigste, so ein Druckgefühl.“

Grob.



Sie: „Sigurd, der Drachentöter. — Dazu gehört aber Courage, mit einem solchen Untier anzubinden.“
Er: „Mit Dir hätt' er noch mehr gebraucht.“

Stossseufzer.

Gatte (der von seiner Frau zum Geburtstag reich beschenkt wird, für sich): „Na das kommt mir wieder teuer zu stehen.“

Unerwartete Wirkung.

Professor: „Ich finde Ihre Gedichte — offen gesagt — noch etwas unreif, Ihre Weltanschauung ist noch zu naiv.“
Ältere Dichterin: „Oh, Sie Schmeichler.“

Gedankensplitter.

Mache deine Zunge nicht zum Tummelplatz des Herzens, und dein Gesicht nicht zum Spiegel der Seele, damit sich dein Herz nicht an den Menschen erkälte und die Seele nicht schmutzig werde an der Welt.

Juristentochter.

„Aber Märchen, Du hast Dir vom Herrn Leutnant einen Fuß rauben lassen.“
„Was sollte ich machen? Mundraub ist straffrei!“

Mei' Schähle tuat recha!

(Schwäbisch.)

Mei' Schähle tuat recha,
Und gabla inn — i!
Sei uns Zwei dan ballel's,
Voh Kreuzsackerdi!

M'r schaffel wie b'fessa —
Des göhl Hand in Hand —
Und s'heil, wenn's run is,
Zu's Gras mit euand!

Du ruhel m'r z'samma
Und toilet, was 's geit,
A Milch und a Schwarzbro'
Als ehrtliche Feul'.

Und wenn m'r nau soll find,
Nau gib e zum Schluß,
Weil's gar so s'ink g'recht h'ib'
Mein'n Schähle an Fuß.

Und nau soll mei' Schähle:
„Auf dui Art dan ha'
A Gna, wo so gablet,
Ganz guat an mi' na'!

„Und so ana Ganda —
Der Gaus'e'd an nei! —
Und wenn ma' g'rad' wöllt', ha'
Ma' neidig net sei!“ —

Und nau geit mei' Schähle
Den Fuß mir halt z'ruh'
Und will nex voraus han'
Vor mir in dem Sack!

O, 's Recha — a — und 's Gabla
Macht manchem a Freund!
's kommt eba gar viel a'
Auf d' Auskänd' und Feul'!

Illustrierter Druckfehler und Doppelverzierbild.



Glitz huschte sie in ihren elefanten (eleganten) Mantel und rauschte stolz zur Türe hinaus. Mit verlangenden Händen stürzte ihr Edgar nach — während die Unheilstifterin sich ihres Wertes freute.
Wo ist Edgar und die Unheilstifterin?

Gedankensplitter.

Auch in der ausgefuchtesten Höflichkeit muß etwas Wahres liegen.

Heirats-Annonce.

Ein junger Mann, Ökonom, wünscht in ein Landgut einzuheliraten, welches mindestens dreihundert Morgen Acker hat Reflektantinnen mit fettem Weizenboden erhalten den Vorzug.

Verbrecherstolz.

Richter: „Sind Sie schon vorbestraft?“
Gauner: „Na, sind Se froh, dat Se mich überhaupt eenmal jekriejt haben!“

Unter Bergsteigern.

Führer (dem Touristen eine Bergspitze zeigend): „Von dort ist im vorigen Jahr ein reicher Engländer abgestürzt!“
„Ah! — Zufällig?“
„Nein, zu seinem Vergnügen!“

Die gute Freundin.

„Meine Freundin Anna erzählte gestern mittag meinem Bräutigam drei Stunden lang von mir.“
„Und da liebt er Dich noch?“



Klassisches Citat
aus der Fahrtschule.

„Den flechten sie auf das Rad zur Stund'?“